Zeitschrift: Bündner Seminar-Blätter
Band: 8 (1890)
Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Blätter
für
Erziehenden Unterricht.

Der „Bündner Seminarblätter“
VIII. Jahrgang.

Begründet und bisher herausgegeben von a. Seminardirektor Theodor Wiget
und nun fortgesetzt von
Institutsdirektor Gustav Wiget in Rorschach und Seminardirektor Paul Conrad in Chur.

№ 2. Frauenfeld, 15. Dezember 1889. 1889/90.

Die Schw. Bl. f. Erziehenden Unterricht erscheinen jährlich zehn mal, je auf den 15. eines Monats (ausgenommen Juli und August) in Nummern von zwei Bogen und kosten, portofrei geliefert, 3 Fr. per Jahr für die Schweiz und 3 Mark für die Länder des Weltpostvereins. — Insertionspreis der durchgehenden Petitzeile 30 Rp., für das Ausland 30 Pfg. — Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen, sowie der Verleger J. Huber in Frauenfeld.

Glück.

Von Prof. Dr. Hilty in Bern.

(Schluss.)

II.

Die erste und unumgänglichste Bedingung des Glücks ist der feste Glaube an eine sittliche Weltordnung. Ohne dieselbe, wenn die Welt vom Zufall, oder von einem unerbittlichen, in seinem Verfahren gegen den Schwachen sogar grausamen[1] Naturgesetze, oder endlich von der List und Gewalt der Menschen regiert wird, kann von Glück für den Einzelnen nicht mehr die Rede sein. Es bleibt ihm in einer solchen Weltordnung nichts übrig als Gewalt zu tun oder Gewalt zu leiden, Hammer oder Amboss zu sein, und welches der elendere, eines edlen Menschen unwürdigere[2] Zustand sei, wäre kaum zu sagen. Im Verkehr der Völker vollends ist der beständige Krieg oder seine Vorbereitung die Folge dieser Lebensauffassung, und das Lehrbuch der Politik ist

[1] Das ist die jetzt sehr verbreitete naturwissenschaftliche Ansicht der Anhänger *Darwins*. Ins Sittliche übersetzt lautet sie ganz einfach: der Starke hat immer recht, Macht *ist* Recht, es gibt kein anderes.

[2] Er müsste genau genommen ein Egoist werden, oder ein Heuchler. Wenn viele dennoch keines von beiden sind, so liegt es daran, dass sie die vollen Konsequenzen ihrer Philosophie zu ziehen, sich scheuen.

„der Fürst“ von Macchiavelli.[1] Die einzig mögliche, halbe Erlösung läge dann in einem durch eiserne Gewalt beherrschten *Weltstaat*, der alle sogenannten zivilisirten Völker umfasst und dadurch wenigstens den Krieg unter ihnen unmöglich macht, ähnlich wie es das römische Reich der Kaiserzeit, oder die leitende Idee Napoleons I. war.[2]

Die Wahrheit einer solchen Lebensanschauung, die den Menschen persönlich zur Tiergattung und politisch zum „Untertan“ degradirt, müsste von jedem höher gesinnten Menschen schon auf den blossen Protest in seinem innersten Gefühl hin abgewiesen werden, selbst wenn die *Geschichte* nicht in so deutlichen Schriftzeichen von Zeit zu Zeit immer wieder ihre Nichtigkeit und Torheit verkündete. Denen, die sie trotzdem festhalten zu müssen glauben, weil ihnen die sittliche Weltordnung nicht hinreichend *bewiesen* erscheint, können wir nur noch sagen, was auf der Eingangspforte der Danteschen Hölle steht:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente,
Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.[3]

Eine Dogmatisirung der sittlichen Weltordnung ist hingegen unmöglich. Gott schauen kann der Mensch schon nach der Ansicht des Altertums nicht[4] und alle näheren Auseinandersetzungen dieser Art weist auch das Christentum ganz entschieden von der Hand. Der einzige Weg, der offen bleibt, ist der in der Bergpredigt (Ev. Matth. V, 8) angegebene. Den kann ja jeder versuchen, wenn er den Mut dazu in sich spürt; von andern aber, die bloss *wissen* wollen, lässt sich das Göttliche seinen Schleier nimmermehr mit Gewalt entreissen.[5]

---

[1] Die Werke dieses Lehrers der rücksichtslosen Staatskunst werden jetzt in Italien *auf Staatskosten* neu herausgegeben.

[2] Ohne Zweifel gibt es dermalen Leute an hohen Orten, denen diese letzte Ausgestaltung alles Staats- und Völkerrechts auch gegenwärtig wieder vorschwebt; wir hoffen aber, „der Herr lache ihrer“ und wisse den schwer belasteten Völkern auf andere Weise Rettung zu verschaffen.

[3] Die Schilderung der verschiedenen Kreise des Inferno hat unter dieser Voraussetzung eine sprechende Ähnlichkeit mit dem heutigen Leben der realistisch gesinnten Menschenklassen auf Erden, genau so wie es das schöne Gedicht Geibels darstellt:

„Um das Lächeln zu verlernen,
Braucht's nicht *dort* hinabzusteigen,
Aller Schmerz, den ich gesungen, all die Qualen, Gräu'l und Wunden
Habe ich auf *dieser Erden*, hab' ich in Florenz gefunden.“

[4] II. Moses XXXIII, 20. Richter XIII, 22.

[5] „Theologie“ im eigentlichen Sinne des Wortes ist nach unserem Dafürhalten unmöglich (Ev. Matth. XI, 27), und auch die verschiedenen kirchlichen Denominationen haben nur einen sehr bedingten Wert. Für sich persönlich braucht der Mensch einen

Von da ab ist der *Weg* zum Glück *offen*,[1] die Tür ist geöffnet und „niemand kann sie mehr schliessen.“ [2] Im Innersten des Herzens befindet sich fortan ein fester Punkt und eine beständige Ruhe und Zuversicht, die auch in äussern Stürmen stets mehr oder weniger, und in immer zunehmendem Grade bestehen bleibt. Das Herz selbst, das früher stets entweder trotzig oder verzagt war, ist *fest geworden*. Fortan muss sich der Mensch nur noch hüten, auf die verschiedenen *Gefühle* und *Ereignisse* des Tages ein *erhebliches* Gewicht zu legen, vielmehr versuchen, in einer festen *Gesinnung* mit Entschiedenheit zu leben und überhaupt nicht in Gefühlen,[3] sondern in *Tätigkeit* sein tägliches Deputat von Glücksbewusstsein zu suchen. Damit erst kommt die *richtige* Arbeit, die nicht mehr ein Götze ist, dem mit beständiger Herzensangst gedient wird, oder in dem man sich selbst anbetet,[4] sondern das natürlichste und *gesundeste* Leben des Menschen, das ihn mit *einem* Schlage nicht allein von den vielen innerlichen Schäden des Müssiggangs, sondern auch von unzähligen körperlichen Übeln befreit, die in diesem ihre Quelle haben.[5] Diese *fröhliche* Arbeit ist das Gesundeste, was es gibt, „davon

---

beständig offenen Zugang zu dem Göttlichen und namentlich keine andern Götter neben dem wahren Gott; er kann sich dann im weitern ganz ruhig an das Prophetenwort Mich. VI, 8 halten und damit begnügen.

[1] Der 119. Psalm drückt dies mit den Worten aus: „Ich wandle fröhlich, *denn* ich suche deine Befehle.“ Der Katholizismus scheint heutzutage diese Fröhlichkeit vielfach vor dem Protestantismus voraus zu haben. Es liegt dies aber wesentlich nur in der festeren, dem Zweifel weniger zugänglichen Überzeugung von einer göttlichen Weltordnung.

[2] Offenb. III, 8.

[3] Das ist der Fehler sehr vieler sog. frommer Leute, sie wollen beständig in Empfindungen schwelgen, der Epikuräismus des natürlichen Herzens hat nur ein frommes Röcklein angezogen, der Grund der Seele aber ist unverändert geblieben. Das sind dann die Leute, die nie genug „Erbauungsstunden“, geistliche Gespräche, Seelenfreundschaften, „Reichsgotteswerke“, sogar besondere „Reichsgottesorte“ haben können, hinter denen allen nichts als Genusssucht steckt, nur in einer etwas andern Form.

[4] Vgl. Hosea XIV, 4. Die jetzige beständige Arbeits*hetze*, welcher selbst die Grossen der Erde unterliegen, und die das wahre Unglück der Zeit ist, hört damit ebenfalls in ihren Ursachen auf.

[5] Einem grossen Teil der nervenkranken Damen, die alle Kurorte überfüllen und für welche sogar in unserer Zeit „Gebetsheilanstalten“ erfunden worden sind, könnte mit „Zwangsarbeitsanstalten“, oder überhaupt gesagt mit einer ordentlichen Tätigkeit für einen vernünftigen Lebenszweck am besten geholfen werden. Arbeitet sechs Tage in der Woche und wenn ihr nichts Besseres vor euch habt, so nehmt ein Kind an und erzieht es, dann werden die Nerven auch besser werden. Die meisten davon *hätten* aber schon ihren Lebensberuf, sie *wollen* ihn aber nicht verstehen. Interessanter ist es, krank zu sein und für sich beten oder Hände auflegen zu lassen.

grünen die Gebein," der richtige Schweiss auf der Stirne ist das Geheimnis der beständigen, immer sich erneuernden Kraft[1] und Munterkeit des Geistes, die zusammen eigentlich das Glücksgefühl ausmachen.

Alles andere, ausser diesen beiden Punkten, Leben in der Zuversicht auf den Bestand einer sittlichen Weltordnung und Arbeit in derselben, die innerlich untrennbar sind,[2] und einem dritten, der noch später folgt, ist *nebensächlich* und gibt sich in jedem individuellen Leben nach den mannigfachen Bedürfnissen desselben *ganz von selbst*, wenn es nur dem Menschen mit jenen *rechter Ernst* ist. Einige wenige *Erfahrungssätze*, die bei dem *grösseren* Teile der einzelnen Lebensläufe zutreffen mögen, sind folgende:

Wir brauchen im Leben stets Mut und Demut vereinigt. Das ist der Sinn des sonderbaren Wortes des Apostels: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark." (II. Kor. II, 10). Eines allein wirkt ungünstig auf die Menschen.

Die Freuden muss man nicht *suchen*, sie geben sich in einem richtigen Leben ganz von selbst, die einfachsten, wenig kostspieligen, auf Bedürfnissen beruhenden sind die besten.

Der Mensch kann *alles* ertragen, ausser zwei Dingen, Sorge[3] und Sünde.

Das unangenehmste aller Gefühle, das dem Glücksgefühl am meisten entgegensteht, ist die *Furcht*. Dieselbe ist aber stets ein ganz sicheres Zeichen, dass irgend etwas im Menschen selbst nicht in der Ordnung ist. Suche das auf und beseitige es, dann verschwindet sie von selber.[4]

---

[1] Dann können wieder „eure Tage sein, wie eure Kraft", d. h. beides sich decken, der wünschbare Zustand des menschlichen Lebensabends. Dagegen sagt ein Mann von grosser Erfahrung: „Viele Wunderdinge habe ich erlebt, aber *noch nie* sah ich einen Mann, der sich selbst die Ehre seiner Werke beilegte, den nicht Gott früher oder später verliess."

[2] Die *Ausführung* der sittlichen Weltordnung auf Erden geschieht durch *Menschen* und zwar durch *Einzelne* und Familien, *nicht durch Genossenschaften in erster Linie*; jeder Einzelne hat darin *seinen Platz* und muss ihn ausfüllen. Das gestattet kein müssiges Gefühlsleben. Auffallend ist, wie in allen wahrhaft poetischen Schilderungen von Tätigkeit der Engel (in Dante, in der Bibel selbst) dieselben ein tätiges, rasch entschlossenes, kurz angebundenes, durchaus nicht sentimentales oder redseliges Wesen haben. Vgl. z. B. I Kön. XIX, 5. 7, Apostelgeschichte XII, 7—10. Dante Inferno IX, 101. 102. Purgatorio II, 49—51. Die *musizirenden* Engel, die auf Rosenwölklein herumsitzen, sind Ausgeburten einer ganz korrupten künstlerischen Phantasie. Es wird auch schwerlich im Himmel so viel musizirt werden wie auf Erden.

[3] Auch selbst die gewöhnliche „Sorge für den morgigen Tag" ist schwer zu ertragen, weil eben unsere Kraft immer nur für heute vorhanden ist. Die Phantasie sieht die morgige Arbeit, aber nicht die morgige Kraft.

[4] Nicht allen Menschen klar ist dabei, dass Stolz, eine der dem Glücksgefühl am meisten widerstrebenden Empfindungen, im Grunde meistens Furcht ist.

Alles wahrhaft Gute fängt klein an; nichts Gutes zeigt sein bestes Gesicht gleich zuerst, und alle Wege, durch die der richtig geleitete Mensch gehen *soll*, führen durch *offene* Türen.[1]

Der *Umgang mit Menschen* hat auch für die gereiftesten Leute immer noch einige Schwierigkeiten und Bedenken. Niemals muss man sie hassen, niemals sie zu seinen Göttern machen, oder auch nur zu wichtig in ihren Meinungen, Anforderungen und Urteilen nehmen, sie nicht richten und sich von ihnen nicht richten lassen, die hoffärtigen unter ihnen, ja man darf wohl im allgemeinen (besondern Beruf vorbehalten) sagen, die Hohen, Vornehmen, Reichen und Frauen[2] zum Umgang nicht suchen, sondern sie, ohne abstossend zu sein, *lieber* vermeiden. Die Freude an den *kleinen* Dingen und so auch an den kleinen Leuten jeder Art gehört zu den besten Freuden, und immer eher abwärts sehen schützt wirksam vor vielen Bitternissen der Empfindung. Das beste Mittel, um auch mit der gewöhnlichen Welt stets zufrieden zu sein, ist von ihr nicht viel zu erwarten, sie niemals zu fürchten und in ihr stets (aber allerdings ohne Selbsttäuschung) eher die guten Seiten zu sehen und das Böse als etwas Unkräftiges, nicht Ausdauerndes zu behandeln, das sich selbst vernichtet.

Überhaupt möchte man schliesslich sagen, man muss das *ganze irdische Wesen nicht allzu wichtig nehmen.* Vieles davon kommt uns sofort gleichgiltig vor, sobald wir „mit dem Kopfe im Himmel" leben,[3] und wenn die Hauptsache gut läuft, so muss man auf das Nebensächliche kein grosses Gewicht legen.[4] An diesem Wichtignehmen von Kleinig-

---

[1] Die ganze „Streberei" ist unnötig für einen jeden Menschen, der auf dem „Wege des Lebens" geht. Vergl. Jesaias 35, 8; Psalmen 37, 128, 23.

[2] Über diese sagt Thomas von Kempen (wenn ich nicht irre) sehr richtig, aus ihrem Umgang entstehe stets *Rauch* oder *Feuer*. Etwas mönchisch zwar und jedenfalls nicht auf die Familie andwendbar; aber überlege es dir, lieber Leser, bevor du es ganz verwirfst.

[3] Nach einem Ausdrucke Charles Secretans. Man muss sich auch nicht immer selbst beurteilen (I Kor. IV, 3). All unser Wesen, nicht bloss unser Wissen, ist Stückwerk und das grosse Wort der alten Philosophie „Erkenne dich selbst" eigentlich für jeden, der einmal über die grösste Eitelkeit hinaus ist, eine grosse Last und Torheit. Erkenne lieber deine Pflicht und tue sie frisch, dich selbst vergiss darüber ganz, das ist ein Hauptbeförderungsmittel des menschlichen Glücks.

[4] Vielmehr es, wie der Apostel Paulus etwas drastisch sich ausdrückt, „für Kot achten". Namentlich gehört dazu auch, seine sogenannten „Feinde", die oft später unsere besten Freunde werden, nicht zu wichtig zu nehmen und die „Toten ihre Toten begraben zu lassen." Das Gute in der Welt ist nicht dazu da, um beständig das Böse zu bekämpfen, *sondern das besorgen die Bösen unter sich selbst.* Das Gute muss nur *leben*, seinen Weg fest gehen und sich zeigen.

keiten[1] und namentlich von Menschen und ihren Urteilen laboriren sehr viele der allerbesten Leute und gestalten dadurch ihr Tagewerk zu einem *viel mühseligern*, als es sonst sein könnte.

Solche sogenannten „Lebensregeln“ liessen sich noch ins Ungemessene vermehren; sie sind aber, wie schon gesagt, eigentlich überflüssig, indem sie auf dem oben genannten Boden *ganz von selber* und zwar *nach den individuellen Bedürfnissen eines jeden* wachsen, worauf es doch dabei wesentlich ankommt, ohne denselben aber *unausführbar* sind.

Wir halten auf der ganzen sogenannten „Moral“ und allen ihren guten Werken überhaupt nicht viel.[2] Dieselbe ist entweder ein *selbstverständlicher* Ausfluss einer gewissen *Gesinnung*, die wieder das Resultat einer gewissen Lebensanschauung ist, zu der der Mensch (oft durch einen wahren Tod) vor allen Dingen durchdringen muss, oder es sind schöne Aussprüche, die zwar ins Ohr fallen, sich auch in Tagebüchern oder Losungszetteln gut ausnehmen, aber das Herz des Menschen nicht ändern.

Statt dieses Material für Sprüchesammler zu vermehren, wollen wir dem Leser lieber noch eine andere grosse Wahrheit sagen, die darin besteht, *dass Unglück notwendig* zum menschlichen Leben, ja wenn wir etwas paradox reden wollen, *zum Glück gehört*. Einerseits ist es, wie die tatsächliche Lebenserfahrung zeigt, unausweichlich und man muss sich deshalb schon mit ihm irgendwie abfinden. Erreichbar ist im menschlichen Dasein bloss das volle Einverständnis mit seinem Schicksal, jener innere stete Friede, der wie ein Wasserstrom ist[3] den auch Christus *allein* seinen Nachfolgern verspricht[4] und von dem der Apostel Paulus an seinem äusserlich harten Lebensende mit so tiefer Empfindung redet.

Gleichgiltig also kann das äussere Ergehen für die wirkliche Glücksempfindung wohl bis auf einen hohen Grad werden; das Problem des Stoizismus, der dasselbe durch Unempfindlichkeitserzeugung vergeblich zu lösen versuchte,[5] *kann* auf anderem Wege *wirklich gelöst*

---

[1] So ist namentlich auch die Sorge für die *Gesundheit* heute ein wahrer Götze geworden, dem Viele beständig opfern. Was ist die Gesundheit wert, wenn man sie nicht zu etwas rechtem braucht? Sie bleibt nicht einmal denen, die sie nicht so verwenden wollen.

[2] Ein deutscher Prediger der Gegenwart sagt ganz richtig, sie sei eine fortwährende Ausgabe; es handle sich aber in erster Linie darum, die Einnahmsquellen zu finden.

[3] Jesajas, LXVI, 12.

[4] Beständiges Glück ist nirgends von dem Christentum versprochen, wohl aber dieser weltüberwindende Friede. Vgl. Ev. Joh. XIV, 27; Ev. Matth. XI, 28.

[5] Vgl. hierüber die kleine Abhandlung des Verfassers „Epiktet“.

werden,[1] aber *Leiden, Unglück muss* der Mensch auf Erden, haben und mit denen muss er sich zurechtfinden. Auch hier hilft zunächst Nachdenken, und die feste Gesinnung *über* die momentanen Gefühle stellen. Das Unglück hat drei Zwecke, die zugleich *Stufen* sind: *Strafe*, natürliche Konsequenz der Taten, die ihnen selbst innewohnt, daher ihnen folgen *muss*, so sicher, als eben eine logische Konsequenz logisch ist. *Läuterung* durch Erweckung grösseren Ernstes und grösserer Empfänglichkeit für die Wahrheit. Selbstprüfung und *Stärkung* durch Erfahrung der eigenen und der Gotteskraft, durch welche öftere Erfahrung *allein* der rechte Mut im Menschen entsteht, der von Übermut weit entfernt und mit der Demut sehr nahe verwandt ist.[2]

Vertiefung mit *einem* Worte und diejenige eigentümliche *grössere Art*, die uns an manchen Menschen sofort auffällt, die sich niemand geben kann, auch wenn er „seinen Fuss auf ellenhohe Socken stellt", kommt *nur* durch würdig ertragenes Unglück zu stande.[3] Das Wort des Apostels Paulus „wir *rühmen* uns der Trübsal" (Römer V, 3) ist, wie manche seiner Aussprüche, in seinem eigentlichen Sinne jedem absolut

---

[1] Und zwar nicht bloss durch „Verweisung auf den Himmel", die, *wie wir völlig zugeben, nicht* genügt, sondern durch ein reelles Glücksempfinden *auf Erden,* wie es die „Realisten" mit *ihren* Mitteln *nicht* herstellen können. Wenn dagegen die unsrigen „Phantasie" sind, so sind sie wenigstens eine Phantasie, welche die *Kraft* besitzt glücklich zu machen. Dass etwas, das eine Kraft ist, nicht „reell" sein sollte und statt dessen reell, was keine Kraft gibt, das ist jedoch kaum anzunehmen. Für uns ist die Wirkung der Beweis der Ursache.

[2] Man kann dazu auch noch zählen als vierten Zweck die Erweckung des Mitgefühls für andere Leidende. In diesem Sinne sagt die Dichterin Amalie v. Helvig;

„Unglück selber taugt nicht viel,
Aber 's hat drei brave Kinder:
Kraft, Geduld und Mitgefühl."

Wir glauben aber, dass die Frau, die so brave drei Kinder hat, selbst brav sein muss.

[3] Die Menschen, die sogenanntes beständiges Glück haben, haben dagegen immer etwas Kleinliches, Mittelmässiges an sich, das sich sogar schon in ihren Gesichtszügen, wenn sie älter werden, verrät. Und was noch ein bedeutenderer Ausgleich ist, sie leben in einer *beständigen Furcht* vor dem Verlust dieses Talismans (vgl. Hiob III, 25) während die an Unglück Gewöhnten zuletzt eine grossartige Ruhe bekommen, die den Leiden frisch in das Angesicht sieht und sie, wenn das nicht Übermut wäre, oft beinahe herbeiwünscht (Jeremias XVII, 8). Ein schönes Gedicht darüber ist das biblische Buch Hiob, die grossartigste Schilderung aber das XI. Kapitel des Hebräerbriefs. Allerdings gehört dazu die Grundstimmung der Seele, die an sich selbst schon ein beständiges Glück ist. Sonst machen andauernde Leiden hart. Mitunter scheinen auch sogar edle, aber vielgeprüfte Leute härter, als sie sind. Sie haben die Fähigkeit verloren, sich dem Glücksgefühle zu öffnen.

unverständlich, der es nicht selber erfahren hat, was für eine Kraft, ein tiefinnerliches Glück in dem Unglücke steckt, ein Glück, das der Mensch nie mehr vergisst, wenn er es *einmal* im Leben recht empfunden hat.[1]

Das ist ja des Lebens Rätsel, das viele stösst und vom rechten Wege abwendet, dass es den Guten in der Welt nicht so gut geht, als sie es für gerecht ansehen würden.

„Die Zeugen Christi, die vordem
Des Glaubens Helden waren,
Hat man in Armut wandeln sehn,
In Trübsal und Gefahren,
Und der die Welt nicht würdig war,
Die sind im Elend gangen,
Den Fürsten dieser ganzen Schar
Hat man ans Kreuz gehangen."

Ja, so ist es und das, lieber Leser, musst du sogar *recht finden* und dich selbst darauf gefasst machen, sonst ist für dich das Glück im Leben nicht zu finden. Das ist „der Löwe, der im Wege liegt", bei dessen Anblick die meisten Leute umkehren und sich lieber mit etwas Geringerem als Glück begnügen.

Man kann aber zunächst aus Erfahrung sagen, dass auch hier, wie bei dem Genuss, die menschliche Phantasie der Wirklichkeit weit vorauseilt, so dass selten ein Schmerz jemals *so* gross ist, als sie ihn vormalt,[2] und sodann, dass Schmerzen die „Eintrittspforten zu jedem grossen Glück" sind.[3] Eine gewisse *Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst*, die zu sich sagen kann: du *musst*, du magst wollen oder nicht, *gehört* eben zum wahren Leben. *Liebe zum Wahren und Mut zum Rechten* sind die Grundsäulen jeder wahren Erziehung, ohne die sie *nichts* taugt. Ja selbst zum Himmelreich braucht es Gewalt, „und die Gewalt anwenden, die kommen hinein."

---

[1] Auch die besten menschlichen Bande schliessen sich im Unglück. Wenn man mit einem Menschen etwas gemeinsam getragen und sich gegenseitig darin *bewährt* hat, das gibt wahre Freundschaften, die alles aushalten und den Menschen ein wirklicher Schatz sein können.

[2] Daher sagt Spurgeon, man solle sich gewöhnen, nie mit sich selbst zu sprechen, sondern nur mit Gott. Es ist auch jedem Leidenden bekannt, dass im Moment des grössten Leidens oft eine wohltätige Dunkelheit der Empfindung eintritt, die darüber hinweghilft.

[3] Selbst die modernen Schmerzbeseitigungsmittel sind daher auf die Dauer schädlich, während der geistige Kampf mit dem Schmerz den Menschen tüchtiger, kräftiger, geistig und vielleicht sogar körperlich gesunder macht. *Diese* Seite der Medizin, die jüngst auch ein französischer Arzt in der „Revue des deux mondes" hervorhob, wird in Zukunft wieder *mehr* betont werden, wenn einmal der rein materialistische Zug, der jetzt diese Wissenschaft erfüllt, gewichen ist und der Arzt wieder an etwas wie eine „Seele" im Menschen glaubt, die auch zur Genesung mithelfen muss.

Mut, das ist sicher, *gehört am notwendigsten von allen menschlichen Eigenschaften zum Glück.*

So sehen wir denn als Résumé endlich, was eine originelle Frau unserer Zeit[1] in einem nach ihrem Tode veröffentlichten Werke mit den Worten ausgesprochen hat: „*Das Glück ist göttliche Gemeinschaft, die Kraft dazu, der Mut, der Seele Klang.*"

Ein Anderes *gibt es nicht* auf dieser Erde, und wenn es eines gäbe ohne diese Zeichen, wir wollten es uns nicht wünschen.

Erwacht aus der Selbstsucht,
Das Ewige erfassend,
Von Liebe geleitet,
Das Irdische als Mittel begriffen und beherrscht,[2]
Das ist der allein hier mögliche *Zustand* des Glücks.

Und *dieses* Glück ist eine *Realität*, eine Tatsache, nicht bloss ein Phantasiegebilde wie *jeder andere* Traum des Glücks, aus dem die Menschen, wenn sie alt werden spätestens, wenn nicht schon früher, erwachen müssen.

Es besteht auch nicht in Etwas, was wir fortwährend *selber leisten* und tun, wozu wir uns beständig aufraffen und zwingen müssen; sondern, wenn wir uns einmal ergeben haben und die Hand gelegt haben (aber fest) an diese Weltanschauung, ohne mehr umzuschauen nach anderem, dann ist das Glück etwas, *was uns geschieht*, ein Strom von innerem Frieden,[3] der mit zunehmendem Alter stärker wird und sich zuletzt auch auf andere ergiessen kann, nachdem er unseren eigenen Geist befruchtete.

Zu diesem Ziel *müssen* wir gelangen, wenn unser Leben einen Wert gehabt haben soll, und dazu *können* wir gelangen. Ja wir werden, wenn einmal der Entschluss gefasst ist und die ersten Stufen überwunden sind, nach Dantes Wort,[4] Wonne im Steigen selber finden.

---

[1] Gisela Grimm, geb. von Arnim in „Alt-Schottland", einem als Ganzes sonderbaren Drama, aber voll solcher Lichtblitze.

[2] Frei nach Gelzer.

[3] Objektiv genommen, kann man also auch sagen: Glück ist dieser *beständige Friede*, der von äusseren Schicksalen nicht mehr abhängig ist, sondern dieselben männlich überwunden hat. Vgl. Ev. Joh. X, 11; Matth. XI, 29; Dante Purgatorio XXVII, 115—142; Hebr. IV, 9. Das ist auch der Sinn des sonst dunkeln Wortes: „Nicht Glück suche ich, sondern Seligkeit." Dann kann auch das wirklich eintreten, was ein Schriftsteller als das praktische Merkmal des Glücks angibt, dass man sich des Abends beim Schlafengehen darauf freuen könne, morgen wieder zu erwachen.

[4] Purgatorio IV, 88:

„Wer diesen Berg zu steigen unternommen,
Trifft grosse Schwierigkeit an seinem Fuss,
Die kleiner wird, je mehr man aufgeklommen,
Drum wird dir erst die Mühe zum Genuss,
Erscheint's dir dann so leicht emporzusteigen,
Als ging's im Kahn hinab den schnellen Fluss."

Unten am Berge der Läuterung wird als Eintrittspreis der feste Entschluss und die Erklärung von dem Menschen verlangt, *jeden Preis*, der gefordert werden möge, für das wahre Glück zu zahlen; ohne das findet kein Einlass statt[1] und auf einem *bequemeren* Wege ist *noch nie* jemand zum Glücke gelangt.

Es darf es *keiner* behaupten am Ende des Lebens, wenn man ihn auf das Gewissen fragt, so wenig als Goethe, der Meister derer, die auf anderm Wege das Glück suchten, mehr als vier Wochen Behagen in 75 Lebensjahren Mühsal fand.[2]

Wir aber sagen[3]: Unser Leben währt 70 und, wenn es hoch kommt, 80 Jahre, und wenn es auch *Mühe und Arbeit* gewesen ist, *so ist es dennoch köstlich gewesen.*

Das ist Glück!

Die ethischen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln.

Von Gustav Wiget.

(Fortsetzung.)

2. Allgemeingültig und Unwandelbar.

Auf der Willenlosigkeit der ethischen Evidenzurteile beruht ihre Allgemeingültigkeit und ihre Unwandelbarkeit.

Sie stellen sich bei jedem ein, der fähig ist, vollkommen objektiv zu prüfen, oder wie der Dichter sagt:

„Dem des Lebens Quelle rein und ungehindert
Durch den Busen fliesst.“

Rein und ungehindert! Das heisst: rein von jeder egoistischen Beimischung, frei von jeder subjektiven Beziehung, nicht getrübt durch irgend eine Leidenschaft oder Begierde, nicht gehemmt durch freudige oder schmerzliche Gemütserregung. Und nicht nur rein von jeder persönlichen Trübung, auch frei von jeder Rücksicht auf die Partei, die Konfession oder Nation, denen man angehört. Wo immer solche Be-

---

[1] Thomas a Kempis drückt dies aus mit den Worten: „Lass alles, so findest du Alles.“ Ein derartiger Entschluss wird in allen Büchern, die von so etwas sprechen, gefordert.

[2] Er war zwar oft in seinem reichen Leben nahe daran; sein zitirtes Wort aus Tasso und noch manche Stellen seiner Schriften bezeugen es. Der Roman „Wilhelm Meister“ ist geradezu die Geschichte eines Glücksuchers, der einen Augenblick lang, da wo das Tagebuch des Fräuleins von Klettenberg eingeschaltet ist, dem Ziele nahe ist, sich aber später davon entfernt.

[3] Weniger pessimistisch als der 90. Psalm.

ziehungen mitsprechen, da wird das Urteil getrübt und die Sprüche klaffen auseinander.

Mit Recht warnt Maria Stuart ihren Todfeind Burleigh:

„Man sagt, ihr meint es gut
Mit diesem Staat, mit eurer Königin,
Seid unbestechlich, wachsam, unermüdet.
Ich will es glauben. Nicht der eigne Nutzen
Regiert euch, euch regiert allein der Vorteil
Des Souveräns, des Landes. Eben darum
Misstraut euch, edler Lord, dass nicht *der Nutzen*
Des Staats euch als Gerechtigkeit erscheine.“

Es ist freilich schwer, sich auf diesen Standpunkt des reinen, vollendet objektiven Vorstellens zu erheben; wir alle sind leider nur zu sehr gewöhnt, unsere Auffassung menschlicher Verhältnisse durch subjektive Rücksichten aller Art beeinflussen zu lassen. Und doch tritt eben nur beim *vollendeten* Vorstellen das ethische Urteil mit zwingender Gewissheit hervor, wie denn auch nur vom *guten* Menschen, der *wirklich nichts anderes will als nur das Gute*, das Wort des Dichters gilt, „er sei in seines Herzens dunkelm Drange des rechten Wegs sich wohl bewusst.“ Von diesem aber gilt es voll und ganz, auch in solchen Lagen des Lebens, in denen scheinbar „keiner sich rein und unverworren hält.“ Das führt uns Schiller an Max und Thekla, Goethe an Iphigenien vor Augen.

Max ist (III. 21) in seinem Entschluss, den Feldherrn zu verlassen, wankend geworden. Jener Herzenston Wallensteins:

„Max bleibe bei mir. — Geh' nicht von mir, Max! . . . .
Ich habe viele Tausend reich gemacht,
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt
Mit Ehrenstellen. — Dich hab' ich *geliebt,*
Mein Herz, mich selber hab' ich dir gegeben,“

dieser Herzenston Wallensteins hat ihn mächtig ergriffen und seinen Vorsatz erschüttert. Er kam hierher „mit fest entschiedener Seele und glaubte recht und tadellos zu tun und steht nun als ein Hassenswerter da.“ „Das Herz empört sich ihm, und es erheben zwei Stimmen streitend sich in seiner Brust“:

„In mir ist Nacht, ich weiss das Rechte nicht zu wählen.
O wohl, wohl hast du wahr geredet, Vater,
Zu viel vertraut ich auf das eigne Herz,
Ich stehe schwankend, weiss nicht, was ich soll.“

Da bietet sich ihm die Gräfin Terzky als Orakel an:

„Sie wissen's nicht? Ihr Herz sagt's Ihnen nicht?
So will ich's Ihnen sagen!

Ihr Vater hat den schreiendsten Verrat
An uns begangen . . . Daraus
Ergibt sich klar, was Sie, sein Sohn, tun sollen:
Gutmachen, was der Schändliche verbrochen."

Aber der Gräfin Stimme ist nicht die Stimme der Wahrheit, der Max folgen darf. Im Zustand des Begehrens ist der Mensch nicht fähig, unparteiisch zu urteilen. Und die Gräfin ist in einem solchen Zustande. Der Glanz der böhmischen Königskrone blendet sie, und ihr Rat kommt nicht aus „reinem Herzen", sondern ist beeinflusst von der Rücksicht auf den eignen und des Bruders Vorteil. Mit Recht klagt daher Max:

„Uns alle
Bewegt der *Wunsch,* die *Leidenschaft.* Dass jetzt
Ein Engel mir vom Himmel niederstiege,
Das *Rechte* mir, *das unverfälschte,* schöpfte
Am *reinen* Lichtquell mit der *reinen* Hand."

Da fallen seine Augen auf Thekla. Sie soll der Engel sein. Ihr Herz, das „unfehlbare, heilig-reine", soll entscheiden:

„Kannst du mich dann noch lieben, wenn ich bleibe.
Erkläre, dass du's kannst, und ich bin euer."

Die Gräfin fühlt die Bedeutung des Augenblickes und sucht gewandt die Entscheidung nach ihrem Wunsche zu lenken:

„Bedenkt — an euren Vater denkt",

ruft sie der Nichte zu. Aber Max will ein objektives Urteil, nicht Friedlands Tochter will er hören:

„Bedenke nichts. Sag', wie du's fühlst,
Soll ich dem Kaiser Eid und Pflicht abschwören?
Soll ich ins Lager des Octavio
Die vatermörderische Kugel senden? . . . .
Übereile dich auch nicht . . . .
Denk, was der Fürst von je an mir getan,
Denk auch, wie's ihm mein Vater hat vergolten . . . .
Leg alles, alles in die Wage, sprich
Und lass dein Herz entscheiden."

Und ihr Herz entscheidet. Rasch und sicher stimmt sie *der* Entscheidung zu, zu der auch Max gekommen ist, als auch er „alles, alles in die Wage legte und sein Herz entscheiden liess." Einfach und doch entschieden, schlicht und doch imponirend lautet ihr Spruch:

„Dein Herz hat längst entschieden, folge deinem *ersten* Gefühl."

Aus einem noch viel schwereren Konflikt bringt auch Iphigenie „ihre Seele rein zurück."

Zu Anfang des IV. Aktes sieht sie sich vor die Alternative gestellt, entweder „das heilige, ihr anvertraute, viel verehrte Bild" zu rauben

und den Mann zu hintergehen, dem sie ihr Leben und ihr Schicksal dankt, um „den Bruder, sich und einen Freund zu retten“, oder der Forderung des reinen Herzens zu genügen, aber die Geliebten in grässliche Gefahr zu stürzen. In der Freude des Wiedersehens, die „wie ein Strom ihr Innerstes bedeckte“, hat sie zur List und Lüge sich bereit erklärt. Nun aber hat die (IV, 2) Rede des treuen Arkas ihr Herz auf einmal umgewendet, und sein Zuruf:

„O wiederholtest du in deiner Seele,
Wie edel er sich gegen dich betrug
Vor deiner Ankunft bis auf diesen Tag“

hat sie erinnert, dass sie „auch Menschen hier verlasse.“ Doppelt verhasst wird ihr jetzt der Betrug, und sie beginnt zu schwanken und zu zweifeln. In dieser Stimmung trifft sie Pylades und mit kluger Berechnung facht er den Freudenrausch aufs neue an. Der Bruder, führt er aus, ist gänzlich geheilt; die Gefährten sind gefunden; das Schiff steht bereit; der Wind ist günstig. Gleich einem Fürsten scheint das Glück zu nah'n und nun die langersehnte Heimkehr zu gewähren. Lebendig wird es wieder werden in Mykene:

„. . . . . Du
Bringst über seine Schwelle Heil und Leben wieder,
Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
Mit frischen Lebensblüten herrlich aus.“

Diese Aussicht erfüllt Iphigenien mit Jubel. „Wie sich die Blume nach der Sonne wendet, so öffnet ihre Seele sich dem süssen Trost, der in den Worten dieses Freundes liegt.“ Aber als Pylades zu den Gefährten zurückkehren will, da überschwebt aufs neu „ein stiller Trauerzug die freie Stirne.“ Sie fühlt ein innerliches Widerstreben, den König, der ihr zweiter Vater war, heimtückisch zu betrügen, zu berauben. Umsonst dringt Pylades auf sie ein; umsonst sucht er den klaren Geist mit Klugheitsgründen zu umspinnen:

„Der deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst du . . . .
Das ist nicht Undank, was die Not gebeut.
. . . . . Die Not entschuldigt
Vor Göttern und vor Menschen dich gewiss . . . .
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und andern strenge sein.“

Sie stellt den Argumenten des Freundes die unmittelbare Bekundigung ihres Herzens entgegen:

„Ich untersuche nicht, *ich fühle nur*.“

Und an diesem „Gefühl“ hält sie fest. Wohl beruft sich der Freund nochmals auf die harte Notwendigkeit, der „Götter selbst gehorchen

müssen", und erinnert sie an den harten Vorwurf, der ihrer warte, wenn sie zu grunde gehen, „ein Vorwurf, der Verzweiflung trägt" — wohl erscheint ihr nochmals (IV, 5) der verwerfliche Weg als der einzig ergreifbare:

„Ich muss ihm folgen, denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr" —

wohl ergreift der Konflikt sie noch einmal in seiner ganzen Stärke, erschüttert ihren Glauben an eine sittliche Weltordnung, da „die taube Not ein doppelt Laster mit eherner Hand ihr auferlegt", und presst ihr aus der Tiefe des verzweifelnden Herzens jenen Angstschrei zu den Göttern hervor:

„O, rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele!"

— im entscheidenden Augenblick bleibt sie sich doch treu. *Im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit redet sie die Wahrheit und entsagt der List und Lüge.* — So hat sie ihre Seele vom Verrat gerettet und kann mit reiner Hand und reinem Herzen hinüber gehen, die schwerbefleckte Heimat zu entsühnen.

Diese unmittelbaren Bekundigungen des Herzens sind wie objektive Erkenntnisse von allgemeiner Geltung; ihr Spruch ergeht über jeden, und jeder muss sich ihm innerlich auch unterwerfen.

In dieser Gewissheit ruft Iphigenie, nachdem sie durch ihr offenes, aber gefahrvolles Geständnis ihr Schicksal in Thoas' Hand gelegt, mit Unerschrockenheit dem König zu:

„Verdirb uns — *wenn du darfst.*"

Sie weiss, er darf es nicht, von seinem Herzen aus darf er es nicht. Und als er zaudert und unwillig gegen ihre Worte sich zu wehren sucht, da mahnt sie ihn:

Bedenke nicht, *gewähre, was du fühlst.*

Auf sie beruft sich auch Max, als Octavio (II, 7) ihn im Namen des Kaisers auffordert, ihm sofort zu folgen:

„Kein Kaiser hat dem Herzen vorzuschreiben —
Dem Herzen folg' ich, denn ich darf ihm trauen."

Sie sind gemeint, wenn Gordon sagt (IV, 8):

„O, wenn das Herz euch warnt, folgt seinem Triebe,
Das Herz ist Gottes Stimme, Menschenwerk
Ist aller Klugheit künstliche Berechnung."

Sie sind das Absolute in der Moral. Ihre Aussprüche gelten zu allen Zeiten. Wie verschieden auch die Urteile der Menschen sein mögen, wo es sich um ethische Gesamturteile (z. B. bei der Beurteilung eines Charakters) handelt, die Tatsache von der willenlosen Übereinstimmung

der ethischen Grundurteile wird dadurch nicht umgestossen. Denn, wo es sich um Massenbeurteilungen handelt, da wird die Bedingung des vollendeten Vorstellens nur selten erfüllt. Dem einen fehlt es an der gründlichen und erschöpfenden Zerlegung des Objektes, dem andern an der lebensvollen Zusammenfassung der Elemente; so dass beide nur dem Schein und Namen nach über das gleiche Objekt urteilen, in Wirklichkeit aber ein jeder über ein anderes. Die Verschiedenheit rührt daher nicht von schwankenden Grundurteilen, sondern vom ungleichen Vorstellen her; jene sind vielmehr konstant und keiner Wandlung unterworfen. Auf den ersten Anblick scheint es freilich, als ob mit der fortschreitenden Kultur auch das sittliche Evidenzurteil sich vervollkommne. Ja, wenn man die Goethesche Iphigenie mit der Iphigenie des Euripides vergleicht, so drängt sich einem diese Ansicht fast mit zwingender Gewissheit auf. Die Iphigenie des Euripides empfindet nicht einmal Skrupel, wo die Goethesche in heftigem Seelenkampfe ringt. Sie empfindet kein Grauen an der blutigen Pflicht des Menschenopfers; sie schrickt nicht zurück vor Lüge, List und Tempelraub. Im Gegenteil, sie selbst ergreift die Initiative, sie plant die List und führt sie herrlich aus. Und diese Rettung durch Frauenlist statt durch die „Reinheit einer hohen Seele“ war in den Augen des Dichters, in den Augen der Griechen kein Makel ihres Charakters. Muss man da nicht zweifeln an der Unwandelbarkeit des ethischen Urteils? Galt wirklich bei den Griechen Dankbarkeit und Wahrheitsliebe nur bedingt für löblich, List und Lüge nur bedingt für schändlich, unter Umständen gar noch für erlaubt und schön? Markirt die Goethesche Iphigenie nicht einen grossen Fortschritt auch der ethischen Stammurteile?

Es scheint so, aber es ist nicht so.

Auch die Griechen urteilten wie wir. Treue und Wahrheit waren ihnen *an sich* löblich, List und Lüge *an sich* verwerflich. Das beweist uns Sophokles in seinem Philoktet. Auf den Rat des Odysseus soll Neoptolemos des Philoktetes Seele täuschen durch der Rede Wort, um die „niebesiegte Wehr“ ihm zu entreissen. Aber Neoptolemos sträubt sich dagegen, und aus seinen Worten spricht das ethische Grundurteil so vernehmlich, als wärs ein Widerhall von unserem eigenen Herzen:

„Was ich im Worte nur mit Schmerz vernehmen kann,
O Sohn Laertes'! ist mir auch zu tun verhasst;
Denn nicht geschaffen bin ich für ein trüglich Tun.
Nicht selber, noch auch, sagen sie, der mich gezeugt.
. . . . *Besser, Fürst, mit Redlichkeit*
Des Zieles fehlen, als ein feiger Sieger sein!“

Und als Odysseus auf die Frage, ob er die Lüge nicht für schmählich erachte, antwortet:

„Nicht, wenn die Lüge zur Errettung uns gereicht“,

ruft Neoptolemos ihm entrüstet zu:

„Mit welchem Antlitz waget man ein solches Wort?“

Indessen gelingt es Odysseus doch, ihn zu bereden.

Neoptolemos „legt alle Scham hinter sich“ und führt den Anschlag wirklich aus. Sofort aber regt sich auch wieder der innere Tadel, nur noch viel stärker als zuvor. Neoptolemos schämt sich „seines schweren Fehltritts“ und gibt trotz allen Drohungen des Odysseus den Bogen, der „ohne Recht in seine Hände kam“, den „er mit niederer Täuschung nur und List ergriff“, wieder zurück. Ob er klug getan, das kümmert ihn nicht,

„wenn nur das Rechte, so ist besser dies als klug.“

Kann sich das ethische Missfallen an List und Lüge reiner und deutlicher ausdrücken, als hier bei Neoptolemos?

Aber warum regt es sich nicht bei der Iphigenie des Euripides? List und Lüge, objektiv gedacht, mussten doch auch ihr missfallen, und dass Vertrauen wieder mit Vertrauen vergolten werden müsse, das musste auch sie innerlich anerkennen.

Gewiss. Nur kommt ihr nicht in den Sinn, dass dieser Imperativ auch im Verkehr mit dem Skythen gelte. Das ist ein Mangel. Aber nicht das ethische Urteil ist mangelhaft, sondern ihr Vorstellen. Sie rechnet den „Barbar“ nicht zu den Menschen, und infolge dieser unrichtigen Vorstellung kommt es in ihrem Innern gar nicht zum Urteil, denn dieses ergeht nur über Willensverhältnisse zwischen Mensch und Mensch. Die Goethesche Iphigenie dagegen zählt auch die Skythen zu den Menschen, und darum hört sie auch „die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit“ auf Tauris so gut wie in Mykene. Das ist ein Fortschritt.

Aber nicht das ethische Urteil ist vollkommener geworden, sondern das Vorstellen, die theoretische Einsicht. Das ethische Urteil kann bei der Goetheschen wie bei der Euripideischen Iphigenie nicht anders lauten als: Aufrichtigkeit und Dankbarkeit sind schön, Lüge und Undank hässlich. Und sie werden auch in tausend und abermal tausend Jahren nicht anders lauten, mag auch die Erkenntnis der Menschen alsdann noch so fortgeschritten sein und, vereint mit gutem Willen noch so viele Lebensgebiete, auf denen heute noch der roheste Egoismus waltet, in ungeahnter Weise ethisch durchdrungen haben. Denn die ethischen

Evidenzurteile sind schlechthin unwandelbar, keiner Veränderung fähig noch bedürftig. Von ihnen gilt das schöne Wort des Sophokles:

„Nicht heut und gestern nur, nein *ewig* stehen sie in Kraft und keiner hat gesehen, von wannen sie sind[1].“

3. Erfolg oder Gesinnung?

Worüber urteilt nun der oberste Gerichtshof in sittlichen Dingen, über die Tat und ihren Erfolg oder über die Gesinnung?

Über die Tat nicht. Darüber belehrt uns schon die gemeine Vernunft, welche einer Tat erst dann einen sittlichen Wert beimisst, wenn sie aus dem rechten Motiv entspringt.

Rechttun und Wohltun, Hingabe für einzelne und Aufopferung für das Ganze, das alles verliert jeden sittlichen Wert, sobald es eigennützigen Absichten entspringt.

---

[1] Auch Christus hat im Gleichnis vom barmherzigen Samariter uns kein neues ethisches Grundurteil erschlossen. Das Wohlgefallen an der Nächstenliebe, das Missfallen an der Hartherzigkeit kann auch nicht gelehrt werden, es stellt sich bei allen von selbst ein, die das Gleichnis hören und in reinem Herzen bewahren. Aber dem Begriff des „Nächsten“ hat Jesus in jenem Gleichnis eine neue, überraschende Ausdehnung gegeben. Das ist aber wiederum nicht eine Vervollkommnung des ethischen Stammurteils, sondern der theoretischen Einsicht. So verhält es sich auch mit den Rechtsbestimmungen der einzelnen Völker und Zeitalter.

So verschieden sie auch sind, so haben doch alle den Zweck, den Streit zu vermeiden, und diese Absicht entspringt demselben ethischen Urteil, welches überall und allgemein einen rechtlosen Zustand verurteilt. Die Rechtsinstitutionen werden sich vervollkommnen, aber das ethische Stammurteil kann über das absolute Gefallen oder Missfallen hinaus sich nicht weiter mehr entwickeln. In gleicher Weise liegt auch den Strafgesetzen, wie sehr sie auch von einander abweichen, derselbe Zweck zu grunde: Übeltaten zu vergelten. Und dieser Zweck entspringt wiederum demselben ethischen Evidenzurteil, welches die Zumessung eines gleichen Masses von Wohl oder Wehe an den Wohl- oder Übeltäter für löblich, das Gegenteil für schändlich erachtet. Man kann sich in der Zumessung irren, und die einzelnen Völker und Zeitalter haben sich geirrt, aber dies ist ein Irrtum der theoretischen, nicht der sittlichen Einsicht; das Grundurteil bleibt davon unberührt.

Wie entsetzlich uns heute auch die Sitte des Tötens der Alten erscheinen mag, sie entsprang doch der Idee des Wohlwollens, deren Spruch heute nicht anders lautet als zu jenen Zeiten: Eines andern Wohl ohne jede Nebenabsicht fördern gefällt, das Gegenteil missfällt. Das Streben der Alten war auf den Tod gerichtet, und eine Wohltat war's, ihn ihnen zu gewähren, Grausamkeit, ihn ihnen zu versagen. Die Art, der Alten Wohl zu fördern, ist eine andere geworden, aber die Idee des Wohlwollens ist sich gleich geblieben.

Man kann daher in diesem Sinne das Wort Voltaires zitiren: Il y a mille différences dans les interprétations de la loi morale en mille circonstances, mais le *fond subsiste toujours le même, et le fond est l'idée du juste et de l'injuste.* Flügel das Ich und die sittlichen Ideen.

Oder wird jemand die Treue zu Kaiser und Reich einem Isolani, der aus Gewinnsucht, einem Butler, der aus Rachsucht, einem Octavio Picolomini, der aus Selbstsucht Wallenstein verlässt, als sittliche Tat anrechnen?

Soll die Tat einen sittlichen Wert haben, so muss sie von *reiner* Absicht, von *lauterem* Wollen getragen sein.

Das Motiv, die hinter der Tat vermutete Gesinnung entscheidet über den sittlichen Wert oder Unwert einer Handlung, und nicht die Tat selbst, noch weniger der Erfolg. Man kann im Augenblick der Ausführung am Handeln verhindert werden, der gute Wille büsst dadurch an Wert nichts ein. „Der Erfolg ist nicht der Tat Gepräge, nicht ihr Wert.“

In diesem Sinne sagt (Nathan I, 5) der Klosterbruder zum Tempelherren, der sich entschuldigt, dass er nichts geben könne, weil er selbst nichts habe:

„. . . . . Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' euch tausendfach
Was ihr gern geben wolltet. Denn der Wille,
Und nicht die Gabe macht den Geber.“

Man kann in bester Absicht lästig fallen oder gar wehe tun, so wird doch kein Tadel auf die Herzensgüte des Täters fallen. Oder wird ein Herzenskundiger den braven Wachtmeister Werner, der sein Schulzengericht verkauft hat, um seinem geliebten Major beizuspringen, geringer taxiren, weil er Tellheim mit seinem Anerbieten martert und sein Geld doch nicht an den Mann bringt?

Der gute Wille muss notwendig zur Tat hinzukommen, damit sie als gut gelte, aber die Tat und der Erfolg müssen nicht notwendig zum guten Willen hinzukommen, damit er als gut gelte; der gute Wille allein ist schon Träger des sittlichen Wertes.

In diesem Sinne sagt Marcus Coriolan (I, 9), als Cominius und Titus des Lobes voll sind über seine Heldentaten:

„Still, bitt' ich. — Ich tat ja nur,
Was ihr: das ist, so viel ich kann und war,
Wie ihr, begeistert für mein Vaterland;
Wer heut den guten Willen nur erfüllte,
Der hat so viel getan, wie ich.“

Aber heisst das nicht die Tugend leicht machen, wenn es nicht auf die Tat, sondern bloss auf den guten Willen ankommt? Da braucht man ja nur dem Nächsten alles Gute zu wünschen, um der Pflicht der Nächstenliebe zu genügen; da braucht man ja nur den vaterländischen Waffen den Sieg zu erflehen, um seinen Patriotismus zu bezeugen.

Keineswegs! Frommes Wünschen ist noch kein Wollen. Das rechte Wollen hat nicht nur eine klare Vorstellung von dem, was es will, sondern auch eine richtige Einsicht in die Erreichbarkeit des Gewünschten. Auch vom echten Wollen gilt das Wort: „Wes das Herz voll ist, geht der Mund über.“ Die Sprache des Willens aber sind Taten. Er drängt zum Handeln hin, wie Hunger und Durst nach Sättigung. Er bedarf nur der Gelegenheit, um sich in Tat umzusetzen. Man denke nur an Lessings Major v. Tellheim.

„Ich bekenne es mit Vergnügen“, sagt dieser zum Wachtmeister Werner, „dass ich dir zweimal mein Leben zu danken habe. Aber, Freund, woran fehlte mir es, dass ich bei Gelegenheit nicht ebenso viel für Dich würde getan haben?“

„„Nur an der Gelegenheit. Wer hat daran gezweifelt, Herr Major? Habe ich Sie nicht hundertmal für den gemeinsten Soldaten, wenn er ins Gedränge gekommen war, Ihr Leben wagen sehen?““

So muss das rechte Wollen immer beschaffen sein; es kann ihm an Gelegenheit fehlen, sich in Tat umzusetzen; das ist aber das einzige, das ihm fehlen darf.

Auch die christliche Ethik verwirft alles Tun, das nicht aus reiner Gesinnung entspringt: das Almosengeben, wenn man es tut, nur um vor den Leuten für gut zu gelten. Christus dringt überall gegenüber der Werkheiligkeit der Pharisäer auf die Gesinnung, und im Lob der Witwe am Gotteskasten spricht auch er aus, dass nicht die Gabe, sondern der Wille den Wert des Gebers ausmacht.

So fällt denn vor der christlichen und philosophischen Ethik die Moral der Gräfin Terzky, nach welcher der Erfolg über den sittlichen Wert oder Unwert der menschlichen Handlungen entscheidet:

„Und wenn es glückt, so ist es auch verziehn,
Denn jeder Ausgang ist ein Gottesurteil.“

Dieser falschen Moral muss man den alleinrichtigen Ausspruch Kants gegenüber stellen:

„Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt ausserhalb zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein *guter Wille*.

Damit hat Kant einen festen Grund der Ethik gelegt, die nun nachzuweisen hat, worin die Güte des Willens besteht, mit andern Worten, welches die Musterbilder des Willens sind, die als die einfachsten Willensverhältnisse bei begierdelosem, uninteressirtem Urteilen als gut und löblich von jedermann anerkannt werden müssen. (Forts. folgt.)

Ludwig Uhland auf der Realschulstufe (Sekundarschule).

Von Professor Dr. W. Müller in St. Gallen.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nach diesen Bemerkungen zu der oben aufgestellten Spezialfrage zurück, indem wir die eben entwickelten Prinzipien anwenden. Die Beantwortung dürfte nun rasch erledigt sein. Ein Grundzug geht durch das ganze Uhlandsche Leben und durch das Uhlandsche Dichten hindurch: eine männliche, edle Sittlichkeit; im Leben und im Dichten offenbart sich uns ein ganzer sittlicher Charakter, dem es auch nicht an einer wahren, tiefen Religiosität gebricht. Der Nachweis an den einzelnen Gedichten dürfte nicht schwer sein, ich komme gelegentlich darauf zurück.[1]

Wie verhält es sich mit Bezug auf den zweiten, den psychologischen Gesichtspunkt? Da braucht man erst recht nicht zu zaudern. Man betrachte nur die oben genannten Gedichte, den Stoff, der ihnen zu grunde liegt, die Ideen, die sie zur Darstellung bringen. Mit wenigen Ausnahmen berühren sie sich auf das innigste mit dem jugendlichen Gedankenkreise und mit den darin wurzelnden Gefühlen und Strebungen. Da ist von kühnen Helden die Rede, für die der Knabe schwärmt, von ihren grossen Taten, wie von ihren „Jugendstreichen"; da wird der Böse bestraft (das geschieht ihm recht!); da wird die Kameradschaft gepriesen; das duftet nach Wald, wo sich die Kinder tummeln oder den sie fürchten; das duftet nach Bergluft: durch sie alle geht ein frischer, freier, froher und frommer Geist; ferne sind sie von reflektirtem, kränklichem Pessimismus; es kennzeichnet die meisten ein unbefangener Optimismus. Ist das nicht die Welt, in der die Jugend heimisch ist? Und birgt das Goethesche: Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem es zugeht wie um mich (Werther), nicht eine allgemeine psychologische Wahrheit?[2] Es ist nun ein eigentümliches Zusammentreffen, dass derjenige deutsche Dichter, der sich wohl am eingehendsten, d. h. sein Leben hindurch, mit der ältern Volks-

[1] Mit Rücksicht auf die Person des Dichters vergleiche besonders: Ludwig Uhlands Leben. Von seiner Witwe. Stuttgart 1874. L. Holland: Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis. Leipzig 1886. Dederich: Ludwig Uhland als Dichter und Patriot. Gotha 1886.

[2] Vgl. Rosegger: Die Schriften des Waldschulmeisters . . . ich bin in die Gelehrtenschule gekommen und schnurgerade mitten hinein in das Innere der Bücher. Aber in der Schule, da werden Einem trutz die allerlangweiligsten Bücher in die Hand gegeben; die kurzweiligen sind allsammt verboten. *Dinge, die mich auswendig und inwendig gar nichts angegangen, habe ich müssen in meinen Kopf hineinpressen. Das ist eine Pein gewesen; denn damalen haben mir meine Jahre und Lebensumstände den Kopf schon hübsch vollgepfropft gehabt mit andern Dingen.*

poesie beschäftigt und sich mit dem liebevollsten Studium ganz in jene uns so fern abliegenden Zeiten versenkt hat, auch ohne direkte Nachahmung eine Reihe von Werken geschaffen, die nach der Meinung aller der Jugend so geistesverwandt sind. Er, der sich der *Jugendzeit der Völker* mit so grosser Vorliebe zugewandt; er, der in seiner Jugend in dem Liede von Walther und Hildegund gefunden, was die eigentümliche Richtung seines Wesens verlangte: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach,[1] er ist der *anerkannte Dichter der modernen Jugend.* Ist das nicht ein deutlicher Hinweis auf jene grosse Idee, die immer häufiger, in neuerer Zeit auch von naturwissenschaftlicher Seite her, verkündet worden ist: dass die Entwicklung des Einzelnen derjenigen der Gesamtheit im allgemeinen ähnlich verlaufe.[2] Bei der ungemein grossen Schwierigkeit des Problems und bei der noch sehr dürftigen Bearbeitung desselben muss man sich allerdings hüten, zu dogmatisch zu verfahren, aber zum reiflichen Nachdenken darf einen die Analogie anregen. Das Problem ist ernsthaft zu nehmen: die Pädagogik sollte sich dieses Gedankens allgemeiner bemächtigen, als es bis jetzt geschehen ist. Wenn Laas in seinem „Deutschen Unterrichte“ pag. 263 sagt: „ich bin von vorneherein geneigt, recht nachdenklich zu werden bei Ideen, die auf Zusammenschliessung des vielgestaltigen Unterrichtes, auf Simplifizirung und Konzentration ausgehen“, so muss dieses „Nachdenklichwerden“ auch von dem obigen Problem gelten.

Über den ästhetischen Wert der Uhlandschen Dichtung brauche ich hier nicht zu sprechen. Das vor zwei Jahren stattgehabte Jubiläum, die zu Ehren des Tages erschienenen Schriften, die allgemeine Begeisterung für einen Dichter, der die meisten seiner Gedichte am Anfang dieses Jahrhunderts veröffentlichte, sind Beweises genug für den bleibenden ästhetischen Wert seiner Dichtungen. „Wie Spreu, wenn der Wind durch die Tenne fährt, sind die meisten einst so berühmten Erzeugnisse der andern Romantiker zerstoben“,[3] Uhland lebt fort!

---

[1] Vgl. Ludwig Uhlands Leben, von seiner Witwe, pag. 20.

[2] Kant, Herder, Goethe, Herbert Spencer (Education) u. a. m. Häckel: Die Ontogenese eine abgekürzte Phylogenese.

[3] Eduard Paulus: Ludwig Uhland und seine Heimat Tübingen. Stuttgart 1887. S. 2: Der ganze Mensch, wie er aus der Hand der Natur kam, war schon ein Kunstwerk; alle Seiten unseres Wesens waren in ihm gleich stark und edel entwickelt, daher auch die Einfachheit, Einheit und hohe Vollendung der Lieder, die er schon in sehr früher Jugend sang; und so blieb er unter allen deutschen Dichtern am nächsten mit Goethe verwandt, echt genial, weil echt gesund und wahr, in der Wirklichkeit, in Natur und Leben mit allen Fasern haftend.

So viel, um die tatsächliche Stellung Uhlands in der Volksschule zu begründen! Es ergeben sich nun ohne weiteres die Fragen, wie wird dieser Stoff tatsächlich verteilt? wie soll er verteilt werden? wie wird er methodisch behandelt? Die Beantwortung dieser Fragen setzt voraus eine Erörterung über den Zweck des deutschen Unterrichtes[1] in der Erziehungsschule, in der Realschule insbesondere. Hierüber das nächste Mal! (Forts. folgt.)

Die Heimatkunde im III. Schuljahr.

Von J. Ragaz in Rorschach.

(Schluss.)

Aufgabe der Heimatkunde ist es, alle Objekte der Heimat, welche später zur Veranschaulichung des Entlegenen dienen müssen, im Schüler durch unterrichtliche Behandlung zur höchsten Klarheit zu bringen, weil sie nur in diesem Falle apperzipirend wirken. Man gibt freilich nicht überall die Notwendigkeit der Heimatkunde zu. Ich habe bei meinen Exkursionen in meiner Heimatgemeinde von Eltern, aber auch von Lehrern öfters den Einwurf hören müssen: Warum denn der Schüler mit allen Örtlichkeiten der Heimat so genau bekannt gemacht werde? Das lerne er ja alles später von selber.

Das letztere mag richtig sein; allein wir brauchen schon im 10., nicht erst im 40. Jahre klare Vorstellungen und Begriffe. Aus unklaren Vorstellungselementen können keine klaren Kombinationen entstehen. Und durch Kombination der Vorstellungen entsteht ja schliesslich der grösste Teil unseres Wissens.

Auch ist es eine bekannte, aber immer wieder hervorzuhebende psychologische Tatsache, dass öfters trotz mehrfacher unabsichtlicher Wahrnehmung von Gegenständen dennoch nur rohe Totalauffassungen entstehen und es erst dem Unterrichte vorbehalten bleibt, daraus Anschauungen zu entwickeln.

Ist nun dies letztere in Bezug auf die Objekte der Heimat erreicht, so müssen, wie schon erwähnt, Zeichen für die erworbenen Sachvorstellungen festgesetzt werden. Ich will nur noch bemerken, dass man

---

[1] Herr G. Wiget hat allerdings in seiner Arbeit: „Der deutsche Unterricht auf der Realschulstufe“ diese Erörterung umgehen können (Theorie und Praxis des Realschulunterrichtes, Heft I, 1889). Dem Verfasser war es offenbar darum zu tun, auf Grund des gegebenen st. gallischen Lehrplanes, der ja das oder die Unterrichtsziele vorschreibt (wozu wäre er sonst da?), praktische, ohne Verfassungsrevision durchführbare Vorschläge zu entwerfen. In diesem Sinne werden auch im Vorwort Deduktionen ab ovo als überflüssig bezeichnet.

diese natürlich in Übereinstimmung mit den gebräuchlichen wählt. Von den geographischen Zeichen gilt nun, was Herbart von den Zeichen überhaupt sagt: Sie würden als Last gefühlt werden, wenn nicht diese Last gehoben würde durch die Kraft des Interesses für das Bezeichnete.

Dass diese „Kraft des Interesses“ aber vorhanden ist, davon kann man sich gerade in der Geographie sehr deutlich überzeugen. Bekommt nämlich der Schüler eine Karte in die Hand, so wünscht er vor allem zu wissen, wie die Objekte der Heimat oder solche, die sonst seinem Interesse nahe stehen, sich auf derselben ausnehmen. Durch dieses Verlangen gibt der Schüler die Geneigtheit zu erkennen, sich mit denselben weiter zu beschäftigen, sich darin zu vertiefen, oder anders ausgedrückt: Das Interesse ist von den Sachen auf die Zeichen übergegangen. Die Beschäftigung mit letztern kann nun aber unmöglich mehr als Last gefühlt werden; ein wahres Interesse für einen Gegenstand schliesst ein solches Gefühl stets aus. Wie nun bewirkt werden kann, dass auch die übrigen Zeichen, deren Bezeichnetes nicht Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung gewesen, vom sachlichen Interesse beleuchtet werden können, habe ich bereits angedeutet. Dies näher auszuführen, ist Sache einer Präparation über das Kartenlesen.

Nachdem diese zwei Begriffe „Himmelsrichtung und verjüngter Massstab“ erworben waren, stand dem Zeichnen des ersten Teils der Nibelungensage kein Hindernis mehr im Wege. Das weitere Heimatkundliche musste vorläufig bei Seite gelassen werden, weil die der Geographie gewidmete Zeit vollauf in Anspruch genommen wurde durch die Behandlung dessen, worauf das geographische Interesse unmittelbar hinwies.

Zu einer Zurückleitung desselben vom interessanten Fernen auf das entsprechende Nahe konnte erst im II. Teile, Der Burgunden Not, geschritten werden.

Es handelte sich nun zunächst darum, das Stromgebiet des Rheins zu vervollständigen. Dem gewöhnlichen Verfahren so recht entgegengesetzt, war mit dem Unterlauf begonnen worden; denn auf diesen geht zunächst ein Teil jenes Lichtes, in welchem Siegfried, der Lieblingsheld jedes echten Knaben, für denselben steht, über. Aber ähnlich wie bei einem Manne, der plötzlich zu einer hohen Stellung emporsteigt, sein ganzer bisheriger Lebenslauf in einer andern Beleuchtung erscheint, so schaut auch der Schüler nun den ganzen Strom, „welchen schon Siegfried gesehen“, mit ganz andern Augen an: kurz, er interessirt sich auch für Ober- und Mittellauf. Unschlüssig war ich zunächst nur, ob ich vom „Rhein in der Heimat Gunthers“ übergehen sollte zu dem an dasselbe angrenzende Stück von „Basel bis Rheineck“, also rückwärtsschreitend,

oder von einem Extrem ins andere, von der Mündung zur Quelle, wie man etwa in der Geschichte dem Höhepunkt der Eidgenossenschaft vor der Reformation die Zeit der tiefsten Erniedrigung beim Beginn dieses Jahrhunderts entgegenstellt, um dadurch dem spekulativen Interesse reichliche Nahrung zu verschaffen. Ich wählte das letztere. Natürlich wurden die zwei ersten Stücke:

„Von der Quelle bis Chur“ und „Von Chur bis zum Bodensee“ ganz kurz behandelt: Richtung, Grössenverhältnis und einige Ortschaften, bei denen irgend eine nähere Bestimmung möglich war.

Durch die Frage: Warum gerade diese Richtung? wurde das Interesse auf die Gebirge hingelenkt. Es wurde vermutet, dass Gebirgsketten dieselbe bedingen. Diese Vermutungen wurden dann bestätigt. Namen wurden natürlich keine genannt.

Das Interesse für die Nebenflüsse suchte ich zu erwecken durch folgende Betrachtung: Der Rhein ist in der Heimat Gunthers ein breiter, tiefer Strom, dagegen bei der Quelle nur ein Bächlein; wie kann man sich diese Veränderung erklären? Als Nebenflüsse wurden genannt vor allem der Main, an dem die Burgunden zur Donau und dann ins Heunenland zogen, ferner Plessur und Landquart, welche bei der Beschreibung der Rheinflösse vergleichsweise erwähnt sind. Die Schüler vermuteten aber, es seien ihrer noch viel mehr. Dies zu erforschen wurde aber ihrer Selbsttätigkeit anheim gestellt. Als sie im Besitze einer Karte waren, zeigte es sich, dass sie wirklich die Lust fühlten, diese Lücke zu ergänzen; denn sie kamen öfters mit der frohen Botschaft: „Ich habe wieder einen Nebenfluss gefunden.“

Hierauf ging ich über zur Behandlung des Bodensees. Da meine Schüler Anwohner desselben sind, so war zu erwarten, dass sie über denselben bereits zahlreiche und deutliche Vorstellungen besitzen würden. So war es auch. Über Verkehr auf dem See, umliegende Ortschaften und Länder, Eis, Schwimmen konnten sie beinahe erschöpfend berichten. Als einer nähern Besprechung bedürftig erwiesen sich: Grösse, Form, Veränderung der Farbe des Rheins in demselben.

Mit der Vertiefung in diese Punkte hub die Synthese an. Es wurden Exkursionen nach Osten bis an die Rheinmündung gemacht. Die Schüler mussten sich Länge und Form des Ufers merken. Der westliche Teil des Sees wurde von der Anhöhe des Rorschacherberges aus in Augenschein genommen. Schliesslich wurde der See noch mit Hilfe eines Netzes gezeichnet.

Von einem Abstraktionsprozess konnte natürlich noch keine Rede sein; denn der Bodensee war ja der einzige den Schülern bekannte See;

ein solcher konnte erst stattfinden nach Behandlung des Vierwaldstättersees. Hingegen wurden einige methodische Übungen vorgenommen:

Nutzen des Bodensees für die umliegende Gegend, Nachteile desselben. Die Fahrt auf der Eisenbahn und auf dem Dampfschiff. Man fürchtet, dass einmal bei einem Hochwasser der Rhein bei Sargans nach dem Walensee durchbrechen könnte. Welche Folgen hätte das für den Bodensee und das Rheintal? Warum ist die Gefahr, überschwemmt zu werden, an Seen nicht so gross wie an Flüssen? Wasserstand zu den verschiedenen Jahreszeiten.

Nachdem noch das letzte Stück: „Der Rhein vom Bodensee bis Basel", behandelt, schloss ich diese Einheit mit einer Übersicht über das ganze Stromgebiet des Rheins.

Der nun erworbene geographische Gedankenkreis wurde sorgfältig benutzt zur Apperzeption des Neuen. So wurde z. B. die Lage aller neuen Orte auch vom Rhein aus bestimmt:

In welcher Richtung liegt Luzern von der Heimat Gunthers, Siegfrieds aus? Sind einmal die Waldstätte bekannt, so muss jeder neue Ort auch von dort aus bestimmt werden. Nicht nur von der Heimat, sondern auch von dort aus muss sich der Schüler auf der Karte orientiren.

Dass die vorhandenen geographischen Vorstellungen übrigens bereits apperzipirend wirken, habe ich in jeder Stunde Gelegenheit zu erfahren. Die Schüler berichten ohne Aufforderung durch den Lehrer:

Wo die Rhone in den Genfersee fliesst, ist es gerade so, wie da, wo der Rhein in den Bodensee fliesst. Hier ist *auch* ein Berg, welcher das im Süden von demselben gelegene Tal vor dem Nordwinde schützt u. s. w. Es sind das erfreuliche Anzeichen eines keimenden geographischen Interesses.

Während der Behandlung des Rheins in seinem Oberlaute war ich mit dem II. Teil des Nibelungenliedes zu Ende gelangt, und ein neuer geschichtlcher Stoff wies auch der Geographie einen neuen Schauplatz an.

Andere fundamentale geographische Begriffe: Höhe über dem Meer, Klima, Produkte, Erwerbsverhältnisse habe ich bis jetzt noch nicht systematisch behandelt; doch suche ich durch fortwährende Beobachtungen die Basis zu deren Bildung zu schaffen.

Am passendsten liesse sich meines Erachtens alles dies an Robinson anknüpfen.

Wie dieser von seiner Wohnung aus seine Insel, so sollte auch der Schüler in entsprechender Weise allmälig seine Heimat erforschen.

An die Geschichte der Ansiedlung auf der Insel liesse sich sehr gut die Erforschung der Heimatgemeinde des Schülers anschliessen.[1]

Überhaupt scheint mir dieser Robinson ein herrlicher Stoff zu sein; es ist jammerschade, dass er noch so vielen Kindern der Unterschule vorenthalten wird. Aber auch für den gesamten spätern Unterricht bietet er Anknüpfungspunkte. Seine Bedeutung leuchtet mir immer mehr ein, je mehr ich über das Wesen des kulturgeschichtlichen Unterrichts nachdenke.

Zum Schluss möchte ich noch ein Verfahren, welches ich in der Geographie eingeschlagen, um ein starkes und lebendiges Bild des Schauplatzes der Geschichte der Waldstätte zu erzeugen, dem Urteil der Leser unterbreiten.

Es scheint mir nämlich dasselbe ziemlich neu oder doch nicht genügend hervorgehoben worden zu sein.

Darauf geführt wurde ich durch eine psychologische Tatsache, deren Wirkung mir aus meiner frühesten Jugendzeit her lebhaft erinnerlich ist, die ich aber jetzt noch fortwährend zu beobachten Gelegenheit habe:

---

[1] Das habe ich auch versucht, als ich vor einigen Jahren mit einer Anzahl Kinder unserer Berggemeinde die Robinsonerzählung auf ihren erzieherischen Wert selbst erproben wollte. Wir haben uns bei unsern heimatkundlichen Besprechungen und Exkursionen nur von Impulsen der Erzählung leiten lassen, und siehe da, wir haben unsere Heimat nicht nur auf interessantere, sondern auch auf gründlichere Weise „erforscht", als das selbst in solchen Schulen geschieht, in denen man die Heimatkunde als besonderes Fach betreibt.

Wie Robinson seine Insel durchstreifte, so haben wir Streifzüge in der Heimat (die natürlich nicht mit den politischen Grenzen der Gemeinde aufhört) unternommen, haben *unsern* Bergen und *unsern* Gewässern, *unsern* Waldbäumen und *unsern* Haustieren unsere Aufmersamkeit geschenkt; wir sind den Bach entlang, die Schlucht hinauf geklettert und haben auch eine Höhle aufgefunden; wir sind am Hafen gewesen und haben den ein- und ausfahrenden Schiffen zugeschaut, wir haben ein Schiff bestiegen und seine Räume besichtigt; wir haben die Strassen und Wege der Heimat begangen und die Bebauung der Felder verfolgt, das Säen und Ernten der Getreide. „Wie hat es Robinson angefangen? Wie macht man es heute?" Diese Fragen führten uns — nicht nach Trinidad oder Juan Fernandez, wie die St. Galler Schulblätter meinen — sondern zum Müller und Bäcker, zum Töpfer und Korbflechter, zum Gerber und Schuster, zum Weber und Schneider. Wir waren mehr als einmal auf dem Zimmerplatz und beim Steinhauer; wir verfolgten einen Hausbau, pilgerten zum Fischer nach Altenrhein und beobachteten unterwegs die Sonnenuhr in Staad. Wir lernten den Kalender kennen und die Zeit von der Uhr ablesen. Wie ganz anders betrachteten die Kinder diese Dinge, die Werkstätten der Handwerker, den Krahnen im Steinbruch, den Pflug, die Mühle, den Backofen, nachdem ihnen erzählt worden war, wie kümmerlich sich Robinson hatte behelfen müssen. Ich denke jetzt noch mit Vergnügen daran. *G. W.*

Wenn die Phantasie sich lebhaft mit einem geschichtlichen Ereignis beschäftigt, so versetzt sie, öfters freilich uns fast unbewusst, den Schauplatz desselben in eine Örtlichkeit der Umgebung, die den geforderten Merkmalen am besten entspricht.

Dieser Vorgang spielt sich natürlich auch im Geiste der Schüler ab und zwar um so lebhafter, je besser der Geschichtsunterricht ist.

Das ist ein deutlicher Fingerzeig für den Unterricht.

Aufgabe desselben ist es, wie in vielen andern Fällen, das, was im kindlichen Geiste unbewusst von selbst geschieht, mit Bewusstsein und Konsequenz zu tun, d. h. bei jedem Ereignis die Frage zu stellen: An welchem Orte der Umgebung kann man sich dasselbe am besten geschehen denken? Diese Feststellung geeigneter Örtlichkeiten erfolgt von den Schülern mit grosser Freudigkeit und oft auffallender Übereinstimmung ihrer Ansichten. Ausserordentlich schnell haben sie ihr „Rütli“, ihre „Tellsplatte“, die „Quelle, wo Siegfried ermordet wurde“, einen Schauplatz für die Schlachten der Eidgenossen gefunden, natürlich vorausgesetzt, dass die Gegend nicht gar zu ungeeignet, d. h. zu verschieden von dem wirklichen Schauplatz ist.

Ich weiss nun nicht, wie es mit dieser Versetzung entfernter Örtlichheiten in die Umgebung des Kindes in der Praxis gehalten wird. Was mich persönlich anbetrifft, so habe ich dieselbe für einzelne Begebenheiten schon einige Jahre konsequent durchgeführt, als ich letztes Jahr auf die Idee kam, einmal einen grossen Schauplatz, den Stoff eines ganzen Schuljahres, nämlich die Waldstätte, in die Heimat zu verlegen, d. h. letztere durch Phantasietätigkeit derartig abzuändern, dass sie im Geiste des Schülers das Bild jener annahm. Und das ist nun jenes Verfahren, von dem ich vorhin gesprochen. Ich will noch etwas näher auf dasselbe eintreten.

Das Ziel hiess, um mich eines Ausdruckes der Schüler zu bedienen: Wir wollen aus dem Bodensee und der Umgebung die Waldstätte „machen“, zuerst den Vierwaldstättersee und von diesem zunächst den Urnersee.

Für diesen wollen wir den Rhein von Rheineck südwärts bis etwa Altstätten nehmen (diese Vorstellung ist von den Schülern durch Anschauung erworben); sie muss aber noch eine nähere Bestimmung erhalten. Der Rhein ist nicht breit genug für den Urnersee; man muss ihn $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden breit denken. Nun ist aber die Vorstellung der $^1/_2$stündigen Breite anderswo durch Anschauung entstanden (Ablaufen einer solchen Strecke). Fügen wir sie noch zu der obigen hinzu, dann haben wir ungefähr den Urnersee. Altstätten stellt jetzt Altorf, das Rheintal das Reusstal dar.

Nun gilt es, den 2. Teil des Vierwaldstättersees zu konstruiren. Eine Vorstellung können wir beibehalten, die der Richtung; aber die Breite müssen wir abändern; wir dürfen diesen Teil nur etwa $^1/_2$ Stunde breit denken, also etwa $^1/_2$ der wirklichen Breite.

Die Verbindung dieser zwei Merkmale ergibt ungefähr das Bild des ersten Teiles des Schwyzersees. Das Südufer von Rheineck bis Arbon entspricht der Strecke von Seelisberg bis zur Engelbergeraa, das Nordufer Rheineck-Friedrichshafen derjenigen von Brunnen bis Gersau. So wurden auch am übrigen Teil noch die nötigen Modifikationen vorgenommen, um das Bild des Vierwaldstättersees zu gewinnen, ebenso an der Umgebung, damit sie Ähnlichkeit mit den Waldstätten gewinne. Der Phantasie fiel dabei eine doppelte Aufgabe zu: eine positive, indem sie Mangelndes, z. B. Gebirgsketten hinzudenken, eine negative, indem sie für das zu konstruirende Bild nicht Verwertbares wegdenken musste.

Es wurden nun Flüsse, Berge und Ortschaften der Waldstätte unter möglichster Wahrung ihrer wichtigsten Merkmale in der Umgebung des Bodensees unterzubringen versucht, die Engelberger- und Sarneraa als aus dem Thurgau herfliessend und bei Arbon und Romanshorn in den See mündend, Appenzell als die Kette zwischen Uri und Unterwalden gedacht.

Zum Schlusse wurden die Schüler sowohl im Unterricht als auf Spaziergängen noch öfters geübt, auf kurze Zeit die geographische Wirklichkeit gänzlich zu ignoriren und im Phantasiebild aufzugehen, indem sie Züge jener: Ereignisse, Reisen u. s. w., auf letzteres übertrugen. Ich gebe nun allerdings zu, dass nicht jede Gegend gleich geeignet ist zu dem Verfahren, welches ich hier eingeschlagen habe. Ich behaupte auch nicht, dass dadurch ein mehr als im allgemeinen richtiges Bild erzeugt werde, dass es auch charakteristische Einzelheiten enthalte, welche nur durch die Anschauung gewonnen werden können.

Aber einer Fundamentalforderung der Pädagogik scheint mir dasselbe besser zu entsprechen als jedes andere: der Forderung des engsten Anschlusses an Heimat und Individualität, einer Forderung, die meines Erachtens noch viel zu sehr bloss auf dem Papier steht. Daraus ergibt sich auch der grösste Vorzug des auf diesem Wege erlangten geographischen Wissens von selbst: Es muss unverlierbares Eigentum der Seele werden, weil es mit tausend Fäden befestigt ist an der stärksten geistigen Kraft des Schülers.

Pädagogische Musterbilder mit negativem Vorzeichen.

1. Professor Abel.[1]

Professor Abel kam tänzelnd in die Schulstube, und die Fenster wurden geschlossen. Er trug seinen neuen Regenmantel über dem Arm und summte ein Lied, ein sicheres Zeichen, dass er in heiterer Stimmung sei. Dadurch fühlte Marius sich indessen keineswegs getröstet; denn wenn der Oberlehrer guter Laune war, so hatte er die schlimme Neigung, die Schüler zu foppen. Als Lehrer hatte er folgendes Prinzip: „Die Menschen lassen sich in zwei Klassen einteilen: diejenigen, welche Mathematik lernen können, und diejenigen, welche dies durchaus nicht können. Und ich übernehme es, im Laufe eines Monats zu entscheiden, ob ein Junge im stande ist, Mathematik zu lernen oder nicht.“ Infolge dieser Theorie brachte er die mathematisch angelegten Köpfe sehr weit; die übrigen liess er mit gutem Gewissen, wo sie waren.

Der Oberlehrer fegte mit seinem seidenen Taschentuch den Staub vom Katheder, ehe er Platz nahm; Marius zitterte im stillen, während der Lehrer in seinem Notizbuch nachsah.

Marius wollte kaum seinen Ohren trauen, als er hörte, dass Broch aufgerufen wurde; es sah fast so aus, als ob Abel von oben die Reihe hinuntergehen wollte, so dass Marius auch heute gar nicht daran käme. Man hatte kürzlich bei den Gleichungen des ersten Grades mit einer unbekannten Grösse begonnen, und Marius war allen Beispielen, um dieses x ausfindig zu machen, getreulich gefolgt. Er hatte sagen hören, nun sei es gefunden, und er hatte gesehen, wie man es auf der Tafel ausstrich; ja, er hatte sogar alle Beispiele in seinem Buch aufgeschrieben, und doch blieb ihm dieser eine Unbekannte immer gleich fern und fremd. Er behielt dieses x im Auge; er schrieb getreulich auf, wie man es gleich einem Fuchs von Linie zu Linie mit Multiplikationen, Abkürzungen, Brüchen und sonstigen Tollheiten jagte, bis das arme ermattete Tier endlich allein auf die linke Seite getrieben ward — und dann zeigte es sich, dass dies fürchterliche x nichts anderes war, als eine ganz friedliche Zahl, zum Beispiel 28. Marius konnte schliesslich zur Not begreifen, dass x verschiedenen Wert in verschiedenen Beispielen haben könne. Was sollte man denn aber überhaupt mit diesem x? Wozu alle diese Umschweife? Warum die Tafel hinab über Stock und Stein nach diesem einen Unbekannten jagen, wenn es doch nichts anderes als zum Beispiel 28 — vielleicht bloss 15 war? Das konnte Marius wirklich nicht begreifen.

Dennoch nahm er sein Beispielsbuch zur Hand und schrieb das Stück, welches Broch ausrechnen sollte, sorgfältig auf: „Pythagoras ward gefragt, wie viele Schüler er habe. Der weise Mann antwortete: „Die Hälfte meiner Schüler studirt Philosophie, ein Dritteil Mathematik, und die übrigen, welche sich im Schweigen üben, machen zusammen mit den Dreien, die ich neulich erhielt, den vierten Teil von denen aus, die ich früher hatte!“ Wie viele Schüler hatte Pythagoras, ehe er die drei letzten erhielt?

Ja, wie kann man das wohl wissen, dachte Marius froh für sich, weil er sicher auf seinem Platze sass. Und während Broch dort an der Tafel sofort mit $^1/_2x$ und $^1/_3x$ herumkutschirte, vertiefte Marius sich in Betrachtungen über die verwickelte Frage. Namentlich schwindelte es ihm, wenn er das Wort „früher“ las; das zu beantworten gehörte doch völlig in das Reich der Unmöglichkeit. Dann wandten sich seine Gedanken mitleidig dem armen Dritteil zu, welches Mathematik studirte, und er kam mit sich selber darüber ins Reine, dass er es unbedingt vorgezogen haben würde, zu „den übrigen“ zu gehören, die sich im Schweigen übten. Aus diesen Träumen ward er geweckt, indem er seinen Namen aufrufen hörte. Entweder hatte der Professor gemerkt, dass er in Gedanken sass, oder auch hatte er im Notizbuch gesehen, dass Gottwald schon lange nicht vorgenommen sei. Er liess Broch mitten in der Rechnung abbrechen — die auch viel zu leicht für ihn war — und als Marius halb bewusstlos zur Tafel kam, standen Reihen von Zahlen und xen da, von denen er nicht das Mindeste begriff; nur schwebte es ihm dunkel vor, als seine Augen auf

[1] Aus „Gift“, einer pädagog. Novelle von Rieland.

$^1/_3$ fielen, dass dies eine Andeutung an jenes unglückselige Dritteil sei, das Mathematik studirte.

„Nun, nun," rief Abel und schwenkte seine Lorgnette. „Für dich ist es natürlich eine Kleinigkeit, diese unbedeutende Frage zu lösen; du kennst doch Pythagoras, nicht wahr, Marius? Fahre nur fort, genire dich nicht. Du kannst wohl sehen, dass das Stück fast fertig ist. Broch sagte ja, wie es gemacht werden solle, ehe er fortging. Oder hattest du etwas anderes zu tun als zuzuhören? Lieber Gottwald, du solltest daran denken, zum Sommer versetzt zu werden und deiner Mutter keinen Kummer zu bereiten."

Marius hatte das Gesicht gegen die grosse schwarze Tafel gewendet, welche auf einem Gestell mitten im Schulzimmer stand, und er fühlte, wie ihm der Spott und das Gelächter der ganzen Klasse förmlich in den Rücken stach. Als aber seine Mutter genannt wurde, traten ihm die heissen Tränen in die Augen, die Kreidestriche flossen ineinander, und er gab alles auf.

Die ganze Klasse — das heisst diejenigen, welche Mathematik lernen konnten — fanden den Auftritt äusserst spasshaft; der Professor war unwiderstehlich witzig, wenn die „Sprachlosen" — so nannte er diejenigen, welche nichts lernen konnten — vorgenommen wurden.

„Wir müssen uns wohl nach einem Hilfsprofessor für ihn umsehen", sagte Abel, indem er die Lorgnette aufsetzte; „du, Morten, geh' hin und stehe deinem Bruder im Geiste bei."

Morten erhob sich träge; er hatte einen stillen Trotz an sich, der sich aber nie anders als durch ein Brummen und ein verdriessliches Gesicht zu erkennen gab; er wusste nicht besser Bescheid als Marius, und der Kleine und der Grosse sahen beide gleich dumm aus, wie sie so da standen und die Tafel anglotzten. Plötzlich durchfuhr ein leiser Schimmer Mortens Gehirn; er griff in den Kreidekasten hinein, um etwas aufzuschreiben und vergass, dass er schon ein langes Kreidestück in der Hand hielt.

„So ist es recht, Morten!" rief der Professor, der Mortens Bewegung bemerkte, „Kreide gehört wahrhaftig dazu, wenn was daraus werden soll. Nimm' du den Kreidekasten untern Arm, den Schwamm in die Tasche und das Lineal zwischen die Beine, dann bist du gut ausgerüstet. Ach, Morten, Morten, du bist dumm und verdummst täglich mehr."

Der Schimmer war in Mortens Gehirn erloschen; er stiess nur Verwünschungen aus vor sich hin, so dass Marius sie hören konnte. Die Klasse ergötzte sich, und der Primus wollte sich krank lachen und sah voll Bewunderung zum Katheder hinauf.

„Nun müssen wir wohl das letzte Aufgebot aufstellen", meinte der Professor und rief drei bis vier der „Sprachlosen" herbei, die nicht Mathematik lernen konnten. Durch vereinte Anstrengung ward endlich die Frage wegen der Schüler des Pythagoras gelöst; und Marius, der ganz bei Seite geschoben war, musste vortreten und das Stück wieder vorlesen und erklären, dass diesmal x gleich 72 sei. „Nun gut", rief Abel aufgeräumt, „jetzt wollen wir mit den Massen operiren wie Napoleon. Hier haben wir die Kerntruppen versammelt — in der Tat eine stolze Schar. Gerade wie im Dorftheater, wo drei Gerichtsdiener die Blüte des französischen Adels vorstellen. Guten Morgen, ihr zwanzig Gänse —"

„Wir sind keine Gänse", brummte Morten.

„Guten Morgen, ihr zwanzig Gänse", sagte der Fuchs. „Wir sind keine zwanzig, wenn aber noch einmal so viele da wären, als wir sind, und noch $^1/_2$mal so viele und dann noch $1^1/_2$ Gänse und ein Gänserich, so wären wir unserer zwanzig. Wie viele Gänse waren also da, Morten?"

Aber weder Morten, noch ein anderer von den Sprachlosen machte Miene, sich mit den Gänsen einzulassen; und als es dem Professor Abel nun vorkam, dass die Komödie lange genug gedauert habe, rief er: „Geht nach Hause und zu Bett und stimmt das alte Lied an: „Jetzt, Bürger, ruhe aus, du hast's verdient!" Ihr sollt alle zusammen brüderlich, ohne Ansehen der Person, euer „schlecht" erhalten, und wenn ihr mein Urteil über eure Zukunft hienieden hören wollt, so lautet es dahin, dass ich nicht glaube, ihr könntet eine andere Verwendung im Leben finden, als Eier auszubrüten — nur du, Morten, kannst es vielleicht bis zum Jungen des Küsterjungen bringen. Abraham Lövdahl, komm' du her!"

Als Marius auf seinen Platz gekommen war, sah er, wie Abraham rasch die Frage wegen der Gänse mit $2x + {}^1/_2x + 2^1/_2 = 20$ aufschrieb; aber er war zu arg mitgenommen, um sich wundern zu können, zu niedergeschlagen über die schlechte Zensur, die seine Versetzung noch ungewisser machen musste, und über den Kummer, der seiner Mutter dadurch bereitet würde.

Der Herr Professor hat Wort gehalten und allen „Sprachlosen" die Note „schlecht" gegeben. Welche Note aber würde *er* verdienen?

Ihm ist es freilich nie eingefallen, an sich selber Kritik zu üben. Wenn man in seiner Gegenwart von Pädagogik sprach, so pflegte er zu sagen, das „Ding" kenne er nicht und halte es auch nicht für nötig, dasselbe kennen zu lernen. Wenn man in einem Fache bewandert sei, so gebe sich die Methodik von selbst. Man sieht's! *G. W.*

MISZELLEN.

I.

Aus den Händen der dunkeln und nicht zu berechnenden Kraft des Zufalls soll der Unterricht unter die Botmässigkeit einer besonnenen Kunst gebracht werden, die ihres Zweckes sicher gehe . . . Es ist dringend not, dass diejenigen Fachgelehrten, denen es um den Unterricht ein Ernst ist, lieber heute als morgen zu *pädagogischen* und insbesondere *psychologischen* Studien greifen, die *Natur des lernenden Geistes zu erfassen suchen,* und erst, wenn dieses allseitig genug geschehen ist, in einer darauf gebauten und dadurch gerechtfertigten Form, den Lehrstoff für die Zwecke des Unterrichts neu zusammenstellen. Damit werden sie der Welt einen grössern Dienst erweisen als durch das undankbare Geschäft, Tag für Tag planlos den Schutt der Wissenschaft aus einem Winkel in den andern zu tragen.

(Aus Th. Wittstein: Die Methode des mathematischen Unterrichts. Hannover, 1879. S. 40.)

II.

Möchten diejenigen, welche die Erziehung so gern *bloss* auf Erfahrung bauen wollen, doch einmal aufmerksam hinüberblicken auf andere Erfahrungswissenschaften, möchten sie bei der Physik, der Chemie sich erkundigen, was alles dazu gehört, um nur einen einzigen Lehrsatz im Felde der Empirie soweit festzustellen, wie es in diesem Felde möglich ist. Erfahren würden sie da, dass man aus *einer* Erfahrung nichts lernt und aus zerstreuten Beobachtungen ebenso wenig, dass man viel mehr denselben Versuch mit zwanzig Abstufungen zwanzigmal wiederholen muss, ehe er ein Resultat gibt, das nun noch die entgegengesetzten Theorien, jede nach ihrer Art, auslegen. (Herbart, Ausgabe Willmann I. 338.)

Zu dieser Stelle bemerkte ein Rezensent der „Jen. Allg. Lit.-Ztg.": „Der Verfasser benimmt den Erziehern alle Lust, Erfahrungen zu machen", worauf Herbart erwidert: „Behüte der Himmel! Ich will nur, dass man wirklich die Erfahrungen *anstelle,* wovon, wie es zu machen sei, die Pädagogik redet; nicht aber, dass man nach einigen Jahren unüberlegter pädagogischer Geschäftigkeit seine *Routine* für *Erfahrung* ausgebe.

Berichtigung. In Nr. 1, S. 14, Zeile 12 und 13 von unten, lies *„wiederum"*; auf S. 17, Zeile 4 von „Ludwig Uhland etc." lies „vergessen *war* indes etc."

L'Echo littéraire.

Sorgf. Auswahl französ. Lektüre mit deutschen Noten. Jährlich mehr als 700 Seiten. 4 Fr. Probeexemplare gratis vom Herausgeber, **A. Reitzel,** Professor, in Lausanne.

Verlag von Orell Füssli & Co. in Zürich.

Freundliche Stimmen an Kinderherzen.

Soeben erschienen in unserem Verlage zu den bisher herausgekommenen einhundert Nummern

weitere fünf Nummern.

Wir bitten die Herren Lehrer und Schulbehörden, nur direkt von uns zu verlangen, da im Buchhandel die Hefte nur à 25 Rp. per Stück zu beziehen sind.

Freundliche Stimmen an Kinderherzen.

Für Lehrer und Schulbehörden

à 10 Rp. per Stück.

Heft 1—10, 21—30, 41—50, 61—70, 81—90
für Kinder von 6—12 Jahren.

Heft 11—20, 31—40, 51—60, 71—80, 91—100 und 111—115
für Kinder von 10—15 Jahren.

Inhalt: Gedichte, kleine Erzählungen, Unterhaltendes, Belehrendes etc. mit zahlreichen Illustrationen.

Freundliche Stimmen an Kinderherzen.

☞ Dieselben enthalten an Belehrung und Unterhaltung so viel, dass jedes Kinderherz dadurch erfreut und ergötzt werden muss. Wer für seine lieben Kleinen etwas recht Nützliches kaufen will, verschaffe ihnen vorab diese

Freundlichen Stimmen an Kinderherzen.

Hochachtungsvoll

Orell Füssli & Co. in Zürich.

Von dem Artikel „**Glück**“ des Herrn **Professor Dr. Hilty**, dessen Schluss diese Nummer der „Bl. f. erz. Unterricht“ bringt, liefern wir **Sonderabdrücke** zum Preise von 30 Rappen, nebst Porto, wenn frankirte Zusendung durch die Post verlangt wird. ***J. Hubers Buchhandlung*** *in Frauenfeld.*

Inhalt: Glück. (Schluss.) — Die ethischen Ideen verdeutlicht an klassischen Exempeln. (Fortsetzung.) — Ludwig Uhland auf der Realschulstufe (Sekundarschule). (Fortsetzung.) — Die Heimatkunde im III. Schuljahr. (Schluss.) — Pädagogische Musterbilder mit negativem Vorzeichen. — *Miszellen.* — *Inserate.*

J. HUBER'S BUCHDRUCKEREI, FRAUENFELD